

A Discussion with Włodzimierz Borodziej, Maciej Górny, Heather Jones and Jörn Leonhard

Journal of Modern European History
2020, Vol. 18(1) 3–15

© The Author(s) 2020

Article reuse guidelines:

sagepub.com/journals-permissions

DOI: 10.1177/1611894419894504

journals.sagepub.com/home/meh



Włodzimierz Borodziej

Historisches Institut der Universität Warschau, Polen

Maciej Górny

Historisches Institut der Polnischen Akademie der Wissenschaften Warschau, Polen;

Deutsches Historisches Institut Warschau, Polen

Heather Jones

University College London, UK

Jörn Leonhard

Universität Freiburg im Breisgau, Deutschland

Anschrift des Verfassers:

Jörg Später, Historische Seminar der Albert-Ludwigs-Universität, Rempartstr. 15 - KG IV, 79085 Freiburg, Deutschland.

Wir wollen zurückschauen auf das vergangene Gedenkjahr – wie wurde in Europa über das Ende des Weltkriegs und die Pariser Friedensverhandlungen in der Öffentlichkeit gesprochen und welche neuen Tendenzen gab es in der Wissenschaft? Die Fragen gehen an Włodzimierz Borodziej (WB), Maciej Górny (MG), Heather Jones (HJ) und Jörn Leonhard (JL). Wir beginnen in Ostmitteleuropa. Sie, Herr Borodziej und Herr Górny, haben Ihre beiden Bände Der vergessene Weltkrieg genannt. Gab es denn keine Debatten, etwa in Polen, wo es doch zur Zeit ständig geschichtspolitischen Streit gibt?

WB: Der Erste Weltkrieg wie der Versailler Vertrag gehören in den Bereich der Archäologie, nicht der Zeitgeschichte. Geschichtspolitik beginnt um 1944 und ist von der Frage beherrscht: Wie schlimm war der Staatssozialismus? Dass viele Millionen von Polen sich darin mehr oder minder bequem eingerichtet haben, soll allerdings ausgespart bleiben. Insofern spielt es beispielsweise keine Rolle, ob Józef Piłsudski und Roman Dmowski einander hassten. Man pflegt staatlicherseits eher das Bild einer nationalen Harmonie, in der die unversöhnlichen Feinde von 1919 gleichwertig werden: Beide waren gute Polen, die das Beste für ihr Vaterland wollten. Das ist Geschichtsklitterung der schlimmen Sorte, denn sie unterstellt, dass selbst grundsätzliche Konflikte nicht möglich bzw. legitim sind, sobald es um die Nation geht. Und deren *raison d'état* zu definieren – oder anders formuliert: den Augenblick zu bestimmen, in dem legitime innere Gegensätze zu Verrat, bestenfalls Schande verkommen –, ist eindeutig das Monopol der Rechten, spätestens seitdem die Kommunisten ausgestorben sind.

MG: Die Botschaft, die wir mit dem „vergessenen“ Weltkrieg verschickt haben, hatte zwei Adressen. In Ostmitteleuropa wird die Geschichte des Ersten Weltkriegs seit jeher konsequent ausgeblendet; in der Geschichte des Krieges spielt Ostmitteleuropa ungerechtfertigt bloß eine kleine Rolle. Nach der Erfahrung der letzten Jahre haben wir den Eindruck, dass sich die lokale Situation, trotz all dem gedruckten Papier, aller durchdiskutierten Stunden und geflogenen Kilometer, nicht wesentlich geändert hat. Die neuen Erkenntnisse zum Krieg und der Nachkriegsperiode fließen nicht in die politische Debatte in Ostmitteleuropa ein. Im Unterschied dazu scheint die Erfahrung des Ostens im Großen Krieg endlich in der gesamteuropäischen Erzählung angekommen zu sein. In anderen Worten: Dass der Erste Weltkrieg für Polen oder Rumänien existentiell wichtig war, ist der polnischen oder rumänischen Gesellschaft weitgehend egal. Die Erkenntnis des Potenzials dieser Geschichte liegt noch in der Zukunft. Ich bin aber der Meinung, dass es dazu kommen wird. In der Geschichte Ostmitteleuropas gibt es doch wenig Perioden, in der eine vergleichbare Mischung an partikulären und allgemeinen, imperialen und nationalen, politischen und sozialen Umwälzungen in vergleichbar kurzer Zeit zu bestaunen ist, wie der Erste Weltkrieg und die ersten Nachkriegsjahren.

Für Sie stehen demnach ganz andere Fragen im Zentrum als die in Deutschland, Frankreich oder Großbritannien üblichen nach Kriegsschuld, Kriegsursachen oder Kriegsende?

WB: Sie markieren mit dieser Frage exakt die geteilten und gegenläufigen Erinnerungen, also die *shared/dividing memories*. Aus polnischer Sicht spielt es keine Rolle, ob Belgrad, Berlin, St. Petersburg oder Wien mehr Schuld tragen. Alle - außer Belgrad, würde ich hinzufügen - haben sich verrechnet. Ein Krieg zwischen den Teilungsmächten musste die angeblich nicht mehr existente „polnische Frage“ in die europäische Politik zurückbringen. Aus der Perspektive der Großmächte – Otto v. Bismarck würde es anders gesehen haben – war das ein banaler Kollateralschaden. Von Warschau oder Krakau aus gesehen handelte es sich um einen großartigen Irrtum der Imperien. Aus dieser politikgeschichtlichen Ereignisfolge entstehen dann völlig andere Erinnerungen an 1914 oder 1918.

Entgegen der Tradition hat der Versailler Vertrag hundert Jahre nach seiner Unterzeichnung auch in Deutschland nicht erneut für die große Aufregung gesorgt, wie zum Beispiel Gerd Krumeich vorausgesagt hat (und um die er sich selbst bemüht hat). Oder ist das ein falscher Eindruck?

- WB:** Hier würde ich eher den weltweiten Verkaufszahlen von Christopher Clarks „Schlafwandern“ nachgehen. Die deutsche Nachfrage übersteigt meines Wissens alle anderen. Warum? Dieses exzellente Buch macht alle Beteiligten mitverantwortlich für den Ausbruch des Krieges; das ist eine Erleichterung für das deutsche Bildungsbürgertum, das mit Fischers „Griff nach der Weltmacht“ bekanntlich seine Probleme hatte. Versailles wird hingegen mit dem Aufstieg des Nationalsozialismus verbunden. *Nothing to write home about.*
- MG:** Aufregung könnte man höchstens dort erwarten, wo man die Entscheidungen der Pariser Friedenskonferenz mindestens ansatzweise für eigene Geschichte halten darf. Das gilt allerdings nur für die siegreichen Mächte. Östlich von Frankreich gab es nur Betroffene dieser Entscheidungen: die unterworfenen Nationen wie Deutschland oder Österreich, die traumatisierten wie Ungarn oder auch die nutznießenden wie Polen, die Tschechoslowakei, Rumänien und Jugoslawien. Für sie wurden in Versailles, Saint-Germain oder Trianon fremdbestimmte Entscheidung getroffen, ob zum Guten oder Schlechten. Und da es weder in Frankreich, in Großbritannien oder in den USA in den letzten Jahren zur Neuaufgabe der alten Streitpunkte kam, bleibt der Versailles-Komplex überall trostlos passé.
- JL:** Ich habe auf ziemlich vielen Veranstaltungen im letzten und in diesem Jahr durchaus den Eindruck gewonnen, dass es in Deutschland ein großes Interesse am Kriegsende und den Anfängen der Weimarer Republik unter dem Eindruck von Revolution, Waffenstillstand und dem anschließenden Friedensvertrag von Versailles gibt – auch weil sich damit bis heute die Frage verknüpft, wie viel 1918/19 in 1933 steckt. Damit ist ein anderes spannendes Grundproblem verbunden: War die Phase nach 1918 eine vielfach belastete Nachkriegszeit, aber doch mit offenem Ausgang, oder eben eine Zwischenkriegszeit, deren Ausgang in einen neuen Krieg schon feststand, als die Tinte unter den Verträgen von 1919 noch nicht trocken war? Aber die von Gerd Krumeich erwartete und vielleicht erhoffte abermalige Revision im Kontext des Schuldvorwurfs, der die deutsche Wahrnehmung des Versailler Vertrages ja bis heute prägt, ist in der deutschen Öffentlichkeit doch ausgeblieben.

Was sind die Gründe dafür?

- JL:** Vielleicht interessieren sich Menschen eher für den Anfang von Kriegen als für den – zumal in diesem Falle – besonders komplizierten Ausgang aus dem Krieg, diesen langen *sorti de guerre*, der 1917 begann und bis 1923 dauerte, wenn man den Weltkrieg wirklich als globalen Konflikt versteht und nicht allein als westeuropäischen Waffengang. Wenn man im Blick auf den Sommer 1914 die Ereignisse noch synchronisieren kann und damit das Thema der Kriegsschuld suggestiv verknüpft, dann ist das für das Kriegsende kaum möglich – diese Phase dokumentiert viel dramatischer die Unübersichtlichkeit und Ungleichzeitigkeit einer Welt mit vielen Zentren. Es ist so wie mit den großen Revolutionen: Die meisten Menschen können den Beginn der Französischen Revolution bestimmen und knüpfen die Ursachendiskussion an 1789 – in der Bestimmung des Endes konkurrieren die Antworten. Hinsichtlich der Wirkung der Jahrestage des Ersten Weltkrieges kam hinzu, dass die Kontroverse über die angebliche deutsche Kriegsschuld im Jahr 2014 auf einen besonderen Kontext für eine geschichtspolitische Debatte traf: Die Annexion der Krim warf die Frage

auf, ob man in Analogie zu 1914 an der Schwelle eines neuen Krieges stehe. Und die Frage, ob mit der abermaligen Revision der „Alleinschuld“ das klassische Leitmotiv der Eindämmung Deutschlands und sein Verzicht auf ein weitergehendes militärisches Engagement in der Welt hinfällig werde, schob eine Debatte über das Selbstverständnis des Landes an. All das hat es 2018/19 so nicht gegeben. Mindestens die offizielle Geschichtspolitik in Deutschland betonte 2018 den Gedanken der europäischen Integration als Antwort auf die beiden Weltkriege – so als wollte man jeden Ansatz einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Verhalten der Alliierten in Versailles und die daraus entstehende Belastung der jungen Weimarer Demokratie vermeiden. Ein zweites Leitmotiv stellte sicher der Versuch dar, die Leistungen der deutschen Revolution von 1918 im Schatten von Niederlage und Waffenstillstand zu betonen, also den Weg zur parlamentarischen Demokratie, das allgemeine Wahlrecht auch für Frauen, den trotz aller Konflikte innerhalb der Linken vermiedenen Bürgerkrieg, die Anfänge der sozialen Demokratie. Das alles, so lautete die Botschaft, sollte nicht durch den einseitigen Fokus auf die Belastungen aus dem Versailler Vertrag verdeckt werden.

How are the Treaty of Versailles and the Paris Peace Conference, which did not result in the anticipated enduring peace, discussed in France today?

HJ: The situation in France has been particularly influenced by the decline of political history following the cultural turn: there has been little focus on the centenary of the Treaty of Versailles. In contrast, in the United Kingdom, where political and diplomatic historiographical approaches remain stronger, the past year saw a major international conference on the Treaty of Versailles, held at Lancaster House in London and co-hosted by the historical section of the Foreign Office and the International History Department of the London School of Economics and Political Science. Yet both France and the UK have seen a common trend – to end their centenary of the First World War with the Armistice centenary on 11 November 2018. The French *Mission Centenaire* which led the coordination of official French state centenary commemorations of the key events of the war, and which co-opted large numbers of historians into its scientific committee, ended its work with the conference *Il était une fois le Centenaire* at the Bibliothèque Nationale de France in summer 2019 on the legacy of the centenary, not on the Versailles Conference. Likewise, in the UK, when several historians on the government’s centenary advisory board recommended that the centenary commemorations should continue beyond the Armistice and encompass the way that some forms of the First World War continued beyond it – especially the war in Ireland in 1919-1921, Iraq in 1920 and Greece and Turkey into 1923, for example – these suggestions were dismissed. There has thus in both countries been a real focus on the Armistice as the ‘end’ of the war in the mind of the general public, in contrast to the trend for academic historians, which has been to see the First World War as part of a ‘great war era’ that lasted into 1923/24 as pioneered by Robert Gerwarth and John Horne. Horne in particular curated a major public exhibition *Al’Est la Guerre sans fin, 1918-1923* at the Musée des Armées in Paris in autumn 2018, which aimed to highlight to the public the ways that the First World War continued on in 1919-1923. The predominant state and public way of thinking – of the Armistice as the ‘end’ – has thus in France and the UK largely overshadowed the history of the Versailles Conference and the peace treaties’ centenaries. However, it has also overshadowed the

new academic global historiography of the war which focuses on both the importance of the war *continuing* in 1919-1923, particularly in regions such as the former Ottoman Empire and in Central Europe, including Germany in revolution, and Ireland, and on the huge transnational humanitarian efforts of 1919-1923. These academic trends have not broken through to the public. The question remains for academic historians: How can these new global historiographies of the 'greater war era' fully work if they are not contextualised by new political historiographies of the peace conference and peace treaties context of 1919-1923?

- JL:** Für den französischen Umgang mit dem Kriegsende nach 100 Jahren im europäischen Vergleich erscheint mir zweierlei bemerkenswert. Einerseits das ungebrochen große nationale und staatlich orchestrierte Erinnern. Denken wir nur an die beim Staatspräsidenten angesiedelte zentrale Kommission, für die es etwa in Deutschland keinerlei Äquivalent gab – mit dem Ergebnis, dass die offizielle deutsche Seite in die Jubiläen von 2014 und wieder 2018 eher hineinstolperte und dann vieles schnell improvisiert werden musste. Fast exemplarisch konnte man beim Gedenktag zum 11. November 2018 beobachten, wie Staatspräsident Macron die unterschiedlichen Ebenen der Erinnerung geschichtspolitisch bediente: zunächst die innerfranzösische Erinnerung mit einer Reise durch die vom Weltkrieg ab 1914 besonders betroffenen Departements, dann im direkten Vorfeld des 11. November das Treffen mit Bundeskanzlerin Merkel am historischen Ort von Compiègne, als Ausweis der bilateralen *couple franco-allemand* und schließlich die Zusammenkunft mit afrikanischen Staatspräsidenten, um den Anteil der französischen Kolonialgesellschaften zu würdigen. Und zuletzt betonte Macron am Triumphbogen in Paris die globale Dimension, als er den Weltkrieg als Ausgangspunkt einer neuen Ära des Internationalismus bezeichnete. Wenn auf diesen Ebenen die erinnerungs- und geschichtspolitische Dimensionen klar zutage traten, dann muss man davon allerdings die Rhythmen der Forschung in Frankreich unterscheiden. Hier geht es weniger um die Bestätigung, dass die Dritte Republik als demokratische Republik einen 52-monatigen mörderischen Krieg bestehen konnte, als vielmehr um den seit einigen Jahren starken Fokus auf die verschiedenen „Opfer des Krieges“ – der *poilus* an der militärischen Front in ihrem Eigensinn und im Mikrokosmos der Frontgemeinschaft jenseits der imaginierten *union sacré*, der Frauen, Jugendlichen und Kinder an der Heimatfront und dann in den letzten Jahren, gleichsam als Reflex auf andere Anerkennungskämpfe von Opfern des französischen 20. Jahrhunderts, die Kolonialsoldaten aus Asien und Afrika, die gerade nach dem 11. November 1918 die Kluft zwischen der propagierten Waffenbrüderschaft im Geist der *égalité* und der Realität vielfältiger rassistischer Diskriminierung erleben mussten. Und schließlich all derjenigen, die auch in der französischen Kriegsgesellschaft den Druck erfuhren, ihre Loyalität unter besonderen Beweis zu stellen, denken wir nur an die „*enemy aliens*“.

You mentioned Ireland, Heather. The commemoration of independence – a partial independence which overlapped with partition of the island – is likely to be highly emotional surely given the contemporary discussions about Brexit and the Backstop? Or is this only a future problem?

- HJ:** The contemporary context, of an imminent Brexit, has led to a significant deterioration in British-Irish relations. In 2011, the visit of Queen Elizabeth II, the first by a reigning British monarch to the south of Ireland since it gained independence in 1922, marked a high point in historical reconciliation when she visited the Garden of Remembrance

memorial in central Dublin to those who died in the cause of Irish independence and bowed her head in respect. This was a seminal, emotional moment, presenting a new departure for Ireland and the United Kingdom in recognising their shared histories.

Brexit, with its likelihood of a hardening of the border with Northern Ireland, has rapidly undone much of this progress. The threat of a hard border has led to a resurgence of radical nationalism by the IRA splinter groups, the Real IRA and the Continuity IRA, with attempted bomb attacks on the northern Irish police in Belfast, Craigavon, Fermanagh and Strabane in 2019, as well as the murder of journalist Lyra McKee in Derry/Londonderry. There is considerable concern that Brexit may lead to a new dissident republican campaign of violence against the installation of new hard border checkpoints. Support for Brexit by more radical unionist elements, such as the Democratic Unionist Party (DUP), has also alienated the Irish government who struggle to understand the DUP position.

However, this context has not led to an upsurge of focus on the historic origins of partition. The Brexit context has paradoxically paralleled a quietening of centenary commemorations of the Irish War of Independence (1919-1921) in the Irish republic, with concerns about how to mark the key moments of this conflict without alienating northern Irish unionists or promoting violent dissident republicanism in these Brexit-febrile times. The centenary of the holding of the first Dáil, the clandestine Irish parliament established in 1919, was marked in January 2019, but without huge fanfare and against a backdrop of ambiguity over how to navigate the coming period of 2019-2023's very fraught centenary moments.

Central will be how the Irish government and the northern Irish population manage to decouple the centenary of partition in 2020 (the Government of Ireland Act of 1920 partitioned the island) from that of independence in 2022. In 1921, the Anglo-Irish Treaty ended the Irish War of Independence, leading in 1922 to the 26 counties of Ireland which would later make up the modern Irish republic gaining independence and seceding from the United Kingdom. Both partition and the Anglo-Irish Treaty were very controversial innovations when they occurred and remain charged history to this day. However, with Brexit, the centenary of partition now risks being marked concurrently with the introduction of new border controls at the same time – something which can only overshadow the historic discussion and indeed thus far appears to have completely overtaken any commemorative agenda. The focus is now all on Brexit – as the UK's secession from the European Union overshadows the earlier Irish secession from the union of the United Kingdom 100 years before. The political vacuum in Northern Ireland with the suspension of the Stormont assembly also means that there is no clear governing leadership in the north for planning and marking the imminent centenary of partition in 2020.

In sum, in contrast to the centenary of the 1916 Easter Rising, which proved to be a huge national event in the republic, these later centenaries are even more fraught and divisive. Northern Irish nationalists did not get their independence after 1921 and many see it as a moment of betrayal. Independence for the 26 counties was also followed by a bitter Irish civil war (1922-1923) which remains a subject of considerable taboo both north and south. Ulster Unionists disliked the celebratory tone of the 2016 Easter Rising commemorations and boycotted them.

It thus seems likely that this next phase of centenaries will be more muted than those of 2016. After all, the myth promoted by the rebels of the Easter 1916 Rising – and it was a myth; they were a small minority of the population – was that of an Irish nation united in rising up against the British. Far from unity, however, the Rising instigated division,

polarisation and fragmentation in its wake in 1916-1923. These processes were therefore always inevitably going to feature in the centenaries of 2019-2023; Brexit can only exacerbate them.

WB: Ich habe eine Frage an Heather Jones, die berechtigterweise Irland so stark herausstellt. 2015 bekamen die irischen Botschaften offenbar *all over the world* die Weisung, in dieser oder jener Form den 100. Jahrestag des Easter Rising im Gastland zu gedenken. Der Botschafter Irlands, promovierter Historiker, ließ zu der von ihm mitorganisierten Konferenz an der Universität Warschau prominente Kollegen aus Irland und Großbritannien einfliegen. Das war eine gute Tagung, hingegen vermutlich kein passender Anlass, um die Gäste zu fragen: Wie ging und geht man in Irland mit zwei Tatsachen um? Dass nämlich die irischen Freiwilligen sich 1914 (prozentual, selbstverständlich) ebenso häufig zum Militärdienst für die britische Krone meldeten wie die englischen? Und dass die Zahl der gefallenen Iren an der Westfront etwa 100mal so hoch war wie der Opfer des Easter Rising, von denen wiederum nur ein Bruchteil (vielleicht ein Sechstel) irische Freiheitskämpfer, die Mehrheit hingegen britische Soldaten und Zivilisten waren?

HJ: The 2016 centenary was the first major commemoration of the Easter Rising to fully integrate discussions of both the large Irish Home Rule movement, which wanted devolved government for Ireland within the United Kingdom of the time rather than full independence, and the Irishmen and Irishwomen who served in the First World War, as major contexts for the Easter Rising. This was a really big change – there is now widespread public interest in the First World War dead as indicated by the string of new war memorials erected around the country in recent years, such as that at Woodenbridge in County Wicklow. There has even been discussion of the fact that some of the British soldiers who put down the Rising were actually Irish. So the 2016 centenary saw a far greater and welcome public awareness of historical complexity, overlap, accuracy and blurred identities. In particular, family history became a vector for this public discussion with many people searching for information about ancestors who fought in the First World War. Many of the Irish war dead from the south were also Home Rulers – those who volunteered to fight in the British army in response to the policy of the leader of the main Home Rule party, the Irish Parliamentary Party, John Redmond, who believed that if Irish Home Rulers supported Britain in the war then Home Rule, which was already on the statute books in September 1914, would be expedited and that the war could bring unionist and nationalist together. The First World War centenary has seen numerous media programmes about the Irish war volunteers, and famous war dead like the Home Ruler and poet Tom Kettle have been very prominently remembered. There was also discussion in the media and in new books about Irish war veterans who changed sides upon their return in 1918 and joined the IRA, like Emmet Dalton. The statistics that you mention – which show how many more Irishmen died in the First World War than in the Rising – were also openly discussed.

The old taboo about discussing these men has not completely gone away, however – a visiting statue of a First World War soldier temporarily exhibited at St Stephen's Green Dublin to mark the centenary of the Armistice, entitled *The Haunting Soldier*, was vandalised in 2018 by those who opposed this commemoration. However, this was quickly followed by a public vigil in favour of remembering Ireland's First World War dead. The broader context for all of this is that, for decades, Ulster Unionism very prominently commemorated their fallen who had died for Britain in its wars as British and unionist and as a blood sacrifice made in support of the union with Britain; Irish nationalists from the early 1920s found it much, much harder to find a suitable

commemorative narrative and, after 1945, it really became completely taboo to commemorate Irish Catholics who died as British soldiers in both world wars, particularly due to extremist republican opposition. These men were effectively never mentioned in history or in public discussion and their families were ashamed and afraid to mention their war service. The taboo on those who fought in the Second World War, during which independent Ireland was neutral, has not lifted as quickly since 2014, but there are signs it too may go if the peace process in Northern Ireland – the main factor facilitating these historical shifts – continues. One has to remember how deep the republican opposition to remembering Ireland's war dead went – they were seen as traitors and in 1987 the IRA bombed a Remembrance Sunday war commemoration at Enniskillen in Northern Ireland, killing 11 people. We have come a long way since then and the 2016 centenary showed a welcome openness to integrate back into Irish history the history of Ireland's First World War dead.

Welche neuen Perspektiven hat denn die Forschung auf das Kriegsende, die Revolutionen und die Friedenverträge anzubieten? Welche Bücher haben Sie beeindruckt, welche geärgert?

WB: Ich lese zu wenig, habe auch zu wenig Zeit, um mich über schlechte Bücher zu ärgern. Die besten würde ich in drei Kategorien teilen. Erstens, die Gewaltforschung - vom bereits erwähnten Robert Gerwarth über Jochen Böehler bis Stefan Lehnstaedt, die unserem Leser so bekannt sein dürften, dass ich nicht näher auf sie einzugehen brauche. Zweitens, Veröffentlichungen angesiedelt zwischen Geschichtsschreibung (die der Kern der Erzählstruktur bleibt), Kulturwissenschaften, Ethnologie und Anthropologie. So etwa Sylwia Kuźma-Markowskas Buch über Kindheit, Familie und Geschlecht¹ als Leitwerte der zu Unrecht vergessenen American Relief Administration, die sich für die polnischen Länder in der unmittelbaren Nachkriegszeit als unendlich wertvoller herausstellt als die US-Polen in Uniform an der Ostfront 1920: Diese Regierungsorganisation hat Zehntausende von Menschenleben gerettet. Gleichzeitig – nicht sonderlich überraschend - ließ sie sich von weltanschaulichen Prinzipien leiten, die vor dem US-amerikanischen Hintergrund eher traditionell republikanisch/konservativ erscheinen mochten, im hauptsächlich agrarisch geprägten und – nennen wir doch das Kind mit dem Namen - großteils rückständigen Wirkungsbereich der Hilfsmission nahezu revolutionär wirkten. Ferner Olga Linkiewicz's Buch² über Lokalität und Nationalismus in Ostgalizien 1919-1939. Für sie bildet unser Thema lediglich den Ausgangspunkt für eine Studie über das Scheitern zweier nationaler Projekte – des von oben forcierten polnischen wie des von unten postulierten ukrainischen. Im Dreieck Lokalität-Schule-Politik verlaufen sich sowohl die polnischen Beamten wie die ukrainische Intelligenz. Lokalität bleibt die primäre Bezugssphäre. Das heißt nun, um zur eigentlichen Frage zurückzukehren, dass trotz aller Gewalt weder Revolution noch Gegenrevolution, weder polnisch-ukrainische Kämpfe 1918/1919 noch polnisch-sowjetischer Krieg 1919/1920 die Bauern, Landarbeiter und Kleinstädter aus ihrer traditionellen Welt in die Moderne des Nationalismus oder anderer Ideologien gezwängt haben. Kein unwichtiges Zwischenergebnis.

-
1. S. Kuźma-Markowska, *Dziecko, rodzina i płeć w amerykańskich inicjatywach humanitarnych i filantropijnych w II Rzeczypospolitej*, Warszawa 2018.
 2. O. Linkiewicz, *Lokalność i nacjonalizm. Społeczności wiejskie w Galicji Wschodniej w dwudziestoleciu międzywojennym*, Kraków 2018.

Als drittes Beispiel für diese Gattung nenne ich Rudolf Kučera³. Er geht von der Wissenschaftsgeschichte aus. „Der Mensch als Maschine“ ist nun kein blasphemisches Gedankenspiel mehr, sondern wird Jahrzehnte vor 1914 nach modernsten Maßstäben von *science* neu vermessen. Daraus ergeben sich für die Behörden nach Kriegsausbruch zahlreiche, wissenschaftlich plausible Hinweise für die Behandlung der Arbeiter bzw. der Verwaltung des wachsenden Mangels. Die Arbeiter fühlen sich als Objekte dieses sachlich-bürokratischen Umgangs – vornehm ausgedrückt – nicht gerade wohl, zumal die Folgen sie von Jahr zu Jahr immer mehr degradieren. 1918 revoltieren sie. Die Revolution steht vor der Tür – womit wir wieder zurück bei der Frage sind.

Ein drittes beeindruckendes Leseerlebnis gehört zu einer anderen Gattung: der Band von Tuomas Tepora and Aapo Roselius über Geschichte und Nachgeschichte des Finnischen Bürgerkriegs⁴. Sammelbände sind in der Regel bekanntlich keine leserfreundliche Gattung – es sei denn, die Herausgeber entwerfen ein überzeugendes Konzept, das die einzelnen Beiträge nicht aneinander reiht, sondern zu einem kohärenten Ganzen verbindet. In dem Buch findet der des Finnischen nicht kundige Historiker so ziemlich alles, was er wissen will: Politik- und Militärgeschichte, überzeugende Korrekturen der Zahlen, u.a. der Opfer des Terrors, politikrelevante Nachgeschichten in der Zwischenkriegszeit sowie Beispiele für Verarbeitung des Traumas in der Kunst.

Fazit: Es hat sich in den letzten Jahren soviel verändert, dass man von einem neuen Forschungsstand nicht nur hinsichtlich der Ereignisse von 1918-1921/23 sprechen kann, sondern von einer Neugewichtung dieser Prozesse hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Zwischenkriegszeit.

Ich stelle dieselbe Frage an Herrn Górný. Hat Sie eine Forschungsarbeit richtig überrascht? Und falls nein, woran liegt das?

MG: Am Anfang muss ich an das Offensichtliche erinnern, dass wir uns nämlich – auch trotz der Publikationswelle zum Weltkrieg in Ostmitteleuropa in den letzten Jahren – immer noch in (mindestens) zwei verschiedenen Dimensionen und Geschichtstraditionen bewegen. Nirgendwo habe ich diesen Unterschied so stark gespürt wie in Frankreich. Vor einigen Jahren nahm ich an einer Konferenz der von Heather Jones erwähnten *Mission Centenaire* teil, wo ich mit Erstaunen einen Beitrag hörte (von einem französischen Kollegen, natürlich), der mit einer längeren Analyse von verschiedenen Schlammarten in den Schützengräben von Nordfrankreich begann. So weit (oder eher so tief) in die Geschichte des Ersten Weltkriegs werden Historiker aus Polen, Tschechien, Slowakei oder Litauen wohl nie hineingreifen. Und – das wage ich zu behaupten – das ist auch richtig so. Der Große Krieg wird vermutlich im Osten Europas nie solche Wichtigkeit erlangen vor allem deswegen, weil er in dem letzten Jahrhundert noch nie eine vergleichbar große symbolische Rolle gespielt hat wie in Frankreich, Großbritannien oder auch in Deutschland.

Nach einer solchen Vorbemerkung darf man wohl behaupten, dass es doch Bewegung in der Forschung gibt, und zwar eine Bewegung, die in eine ziemlich deutlich identifizierbare Richtung führt. In meinen Augen ist diese Entwicklung eindeutig positiv einzuschätzen.

3. R. Kučera, *Rationed Life. Science, Everyday Life and Working-Class Politics in the Bohemian Lands, 1914–1918*, New York 2016.

4. T. Tepora / A. Roselius (eds.), *The Finnish Civil War 1918. History, Memory, Legacy*, Leiden 2014.

Zu den ärgerlichen Eigenschaften der älteren Geschichtsschreibung gehörte, dass sie immer nur mit großen Buchstaben über kollektive oder ideelle Phänomene schrieb. In der Zwischenkriegszeit, später im Exil und nach dem Jahr 1989 erneut in Ostmitteleuropa konzentrierte man sich üblicherweise an der Nation auf dem Weg zur Unabhängigkeit, an den Staat, der mit Mühe erkämpft und mit Fleiß aus dem Chaos aufgebaut wurde, sowie auf den stark mythisierten Helden des Unabhängigkeitskampfes: die tschechoslowakischen, polnischen und jugoslawischen Legionäre (und ihre politischen Führer), die Soldaten Serbiens, Rumäniens usw. In der realkommunistischen Zwischenzeit nach dem Jahre 1945 gab es einen anderen, ebenfalls kollektiven und teilweise fiktiven Helden, die Arbeiterklasse, die nur durch einen unglücklichen Zufall (und das Fehlen einer starken kommunistischen Partei) 1918 auf ihrem Weg zur Revolution steckengeblieben ist. Entgegen diesen beiden Forschungstraditionen erzählen die neueren Bücher seltener über Kollektive, sondern eher über einzelne Menschen und nicht über historische Sendungen, sondern über menschliche Erfahrungen.

Diese menschliche Dimension ist schon bei den von Włodzimierz Borodziej erwähnten Autoren zu beobachten. Um diese Liste nicht unnötig in die Länge zu ziehen, beschränke ich mich nur auf bestimmte Tendenzen, die ich jeweils mit einem relevanten Buch illustrieren werde.

Die Gewaltgeschichte Ostmitteleuropas unmittelbar nach 1918 ist nicht nur historisch bedeutend und ein wichtiges Argument gegen die üblichen Zäsuren des Ersten Weltkriegs. In seinem 2018 erschienenen Buch zeigt Tomas Balkelis, wie relevant die militärisch-geschichtlich zweitrangigen Konflikte für die Identität der neuentstandenen Staatlichkeiten waren, wie etwa der nie offiziell erklärte Krieg zwischen Polen und Litauen, in dem nur Hunderte gekämpft und Dutzende gefallen sind.⁵ Tatsächlich verdeutlicht nicht nur das litauische Beispiel, dass es zwischen der Opferzahl und der sinnstiftenden Rolle eines Krieges oder einer Schlacht keine direkte Verbindung gibt. Im metaphorischen Sinne könnte man sagen, dass in der Geschichtspolitik und im kollektiven Gedächtnis ein Verdun auch ohne Hunderttausende von Toten möglich ist. Ich denke, dass Litauen nur eins von mehreren Beispielen dieses Mechanismus in Ostmitteleuropa ist.

In dieselbe Richtung geht auch die neuere Forschung zu den Veteranen, Invaliden und zum materiellen Erbe des Ersten Weltkriegs. Im Unterschied zu vielen anderen Problemen, handelt es sich hier nicht um ein bislang vergessenes oder übersehenes Thema (mit Julia Eichenberg, Natali Stegmann, John Paul Newman oder Katya Kocourek hatte sich eine Reihe sehr guter Historiker mit Veteranen und Invaliden in Ostmitteleuropa beschäftigt). Und doch zeigen die neuen Studien von Marcin Jarząbek, wie verschieden die typische Kriegserfahrung von den offiziellen, vom Staat aufgezwungenen Narrativ war.⁶ Anders als etwa in Frankreich waren es mitnichten die Veteranen, die die Geschichtspolitik des Staates mitgestalteten, sondern es war eher der Staat, der eine ziemlich elitäre Interpretation des Krieges als Kampf um unabhängige Staatlichkeit den Millionen von Veteranen der imperialen Armeen aufgezwungen hat. Der Weltkrieg als individuelle Erfahrung lässt sich kaum ohne die Zivilbevölkerung erzählen. Für eine solch hautnahe Geschichte steht Robert Blobaums Buch über die

5. T. Balkelis, *War, Revolution, and Nation-Making in Lithuania, 1914-1923*, Oxford 2018.

6. M. Jarząbek, *Legioniści i inni. Pamięć zbiorowa weteranów I wojny światowej w Polsce i Czechosłowacji okresu międzywojennego*, Kraków 2017.

Besatzung Warschaus.⁷ Zum einen hat die polnische Metropole (die größte Stadt unter deutscher Besatzung) eine solche Studie schon lange verdient, zum anderen zeichnet Blobaum das außerordentliche Bild einer humanitären Katastrophe, die Berliner oder Wiener Hungersnot bei weitem übertraf, auch wegen einer unflexiblen Besatzungspolitik des Deutschen Reiches. Noch näher an die individuelle Erfahrung kommt Katarzyna Sierakowska in einem Buch über Tod, Vertreibung und Hunger im Großen Krieg.⁸

Schließlich sei noch ein Buch erwähnt, das die Trennlinien zwischen Militär-, Kultur- und Sozialgeschichte auf eine erfrischend freche Weise überquert. Rudolf Kučera und Ota Konrád berichten zwar von der Gewalt, doch im Fokus stehen hier nicht die kriegerischen Taten und Gräueltaten, sondern ihre Interpretationen in der tschechischen und österreichischen Presse, in der Kriminalistik und in der Politik.⁹ Die Gewalt – auch krimineller Art – gewann an verschiedenen Orten und in verschiedener Phase eine mobilisierende oder demobilisierende Bedeutung, wurde politisiert und entpolitisiert. Entscheidend nicht nur für Böhmen und Tirol (die von den beiden Autoren behandelten Regionen) war, ob Gewalt auf Dauer eine allgemein benutzte Form der Austragung sozialer Konflikte blieb, oder ob es (wenn überhaupt) zur Normalisierung kam. Die Antwort der tschechischen Historiker für die Tschechoslowakei ist positiv – ob sie ähnlich optimistisch auch im Falle anderer Staaten Ostmitteleuropas ausfallen würde, ist eine Frage, die weit über die Geschichte des Großen Kriegs hinausreicht und schon aus diesem Grunde besonders interessant scheint.

Überraschend an diesen neuen Trends der Weltkriegsforschung scheint mir – dabei ist mir klar, wie naiv das klingt – das Ausmaß der Diskrepanz zwischen den Tatsachen: Opferzahlen, Hungersnot, Kriminalität einerseits, und dem Vergangenheitsbild, mit dem Ostmitteleuropa sich seit einem Jahrhundert zufriedengibt andererseits; zwischen Sein und Schein der nationalen Geschichte. Die neuen Bücher zeigen deutlich, wie Massenphänomene ignoriert und Randerscheinungen honoriert wurden. Diese Dialektik finde ich faszinierend.

Herr Leonhard, Sie haben selbst mit der Büchse der Pandora und dem Buch zu den Versailler und Pariser Friedensverhandlungen Der überforderte Frieden zwei monumentale Bücher in globaler Perspektive geschrieben. Das kann man wohl nur, wenn das Wissen über lokale Vorgänge zuvor schon groß ist. Wie beurteilen Sie den Forschungsstand zum Großen Krieg und dem gescheiterten Frieden?

JL: Es gibt so etwas wie eine Aporie des Glocalismus, die sich in unterschiedlichen, an vielen Stellen unverbundenen Forschungsdynamiken zu dem Großen Krieg und dem überforderten Frieden nach 1918 abbildet. Wir wissen heute mehr über viele einzelne Kriegsgesellschaften – in Europa jenseits der klassischen Fälle, aber auch im Blick auf Asien, Afrika, die beiden Amerikas und auf neutrale Staaten (wie in der *JMEH*-Reihe 2018 über die Niederlande und die Schweiz, Dänemark und Spanien nachzulesen ist). Und es gab 2014 eine enorme Ausdifferenzierung von schier unzähligen regionalen und

7. R. Blobaum, *A Minor Apocalypse: Warsaw during the First World War*, Ithaca 2017.

8. K. Sierakowska, *Śmierć – Wýgnanie – Głód w dokumentach osobistych. Ziemie polskie w latach Wielkiej Wojny 1914–1918*, Warszawa 2015.

9. O. Konrád / R. Kučera, *Cesty z apokalypsy. Fyzické násilí v padu a obnově střední Evropy 1914–1922*, Praha 2018.

lokalen Studien, die verdeutlichen, wie stark bis heute die Erinnerungskulturen mit den unmittelbaren Lebenswelten zusammenhängen. Aber die bloße Addition all dieser lokalen und regionalen Wissensbestände und ihre Verknüpfung mit nationalhistoriographischen Erzählungen bedeutet eben keine globale Synthese von Krieg und Nachkrieg. Die bloße Verfügbarkeit von mehr empirischen Beispielen, etwa durch ein so wichtiges Unternehmen wie die *Online-Encyclopedia of the First World War*, heißt nicht automatisch, dass wir den Krieg als Weltkrieg besser begreifen – es gibt auch eine Gefahr der positivistischen Atomisierung unseres Wissens.

Gegenüber diesen zahllosen nationalen Narrativen, regionalen Untersuchungen und lokalen Studien hat es gleichzeitig zu einigen wenigen ausgewählten Themen eine echte Internationalisierung unseres Wissens über Krieg und Nachkrieg gegeben – ich nenne hier exemplarisch die Debatte zur Julikrise, die durch den systematischen Vergleich vieler Akteure an Tiefenschärfe und Differenzierung (und als Reaktion an polemischer Aufladung) gewonnen hat, oder den Blick auf die Phase von 1917 bis 1923 als Periode weltweiter Revolutionen und Gegenrevolutionen mit der Erfahrung eines Formwandels von Gewalt, oder den Fokus auf den „*Wilsonian Moment*“, dem man einen „*Bolshevik Moment*“ an die Seite stellen musste, der in der Betonung von Selbstbestimmung und Weltrevolution weit über 1919 hinausreichte.

HJ: In the Anglophone academic world, the most important book of the centenary has been Jay Winter's edited 3 volume *The Cambridge History of the First World War* (2014), which is entirely transnational. I think this does show a different trend to some of the national historiography tendencies identified by Jorn Leonhard, but I fully agree with him that the actual public memory of the war during the centenary has been profoundly national (and also Commonwealth in the British case). We all have much work to do to bridge the gap between academic historiography of the war and its aftermath and public understandings.

Wagen Sie ein Fazit?

JL: Beide großen Stränge, die im weiteren Sinne parochialen Spielarten und die globalen Perspektiven, haben sich unterschiedlich entwickelt. Und wir dürfen über den wenigen thematischen Achsen, die uns heute wirklich Analysen zur Verflechtung der Welt oder das globale Scharnier von 1919 erlauben, nicht die Präge- und Suggestionskraft lokaler, regionaler und nationaler Narrative unterschätzen. Vieles an diesem Weltkrieg ist in der Vermittlung noch immer eigenartig westeuropäisch geprägt – und die erfrischenden Aussagen von Borodziej und Górny zeigen ja gerade, wie langsam sich solche hermetischen Vorstellungen ändern. Die großen Ausstellungen, die ich in den Hauptstädten seit 2014 besucht habe, waren bis auf ganz wenige Ausnahmen letztlich sehr stark von den nationalen Interpretationen und Erfahrungsmustern geprägt. Die Globalität des Krieges erschien an vielen Stellen weniger wie ein echtes Leitmotiv, sondern eher wie ein Zitat, ein Alibi, um dem Vorwurf des Provinzialismus zu entgehen. Schließlich: Was das Ringen mit dieser Epoche mir gezeigt hat, ist die Schwierigkeit der narrativen Synthese an sich, die analytische Schneisen mit dem narrativen Element zu verbinden und am Ende noch eine Erzählung anzubieten, die bei allen Problemen und Flanken doch den Anspruch erhebt, aus einem Guss zu sein und analytische Antworten auf der Höhe der Forschung anzubieten – also etwas anderes als die Spezialstudie und etwas anderes als ein noch so ausgefeilter Sammelband oder eine immer weiter wachsende Online-Enzyklopädie. Mein Eindruck ist, dass im Blick auf Probleme und

Krisenräume der Gegenwart der Bedarf an solchen Büchern, selbst wenn sie unschicklich dick werden, nicht geringer wird, sondern größer. Nicht dass die Bücher das einlösen könnten - aber der Orientierungsbedarf steigt angesichts neuer Unübersichtlichkeiten und der Einsicht in die begrenzte Erklärungskraft hilfloser Analogieschlüsse. Doch gleichzeitig ist die Forschung zu Krieg und Frieden im frühen 20. Jahrhundert inzwischen so weit ausdifferenziert, dass ein einzelner Historiker irgendwann an eine Grenze dessen kommt, was noch zu leisten ist. Mir ging es jedenfalls so.

Förderung

Die Teilnehmer und die Teilnehmerin dieses Gesprächs haben keinerlei Vergütung erhalten.

Biografien

Włodzimierz Borodziej ist Gründungsmitglied des JMEH und Professor am Historischen Institut der Universität Warschau. [Email: w.borodziej@uw.edu.pl]

Maciej Górný ist außerordentlicher Professor am Historischen Institut der Polnischen Akademie der Wissenschaften Warschau und am DHI Warschau. Von Górný und Borodziej stammt das zweibändige Werk *Der vergessene Weltkrieg (Band 1: Imperien 1912-1916; Band 2: Nationen 1917-1923)* (Darmstadt 2018). [Email: jmgorny@gmail.com]

Heather Jones is Professor in Modern and Contemporary European History at University College London, and author of the forthcoming *For King and Country: The Culture of Monarchy in First World War Britain, 1914-1936*. [Email: Heather.Jones@ucl.ac.uk]

Jörn Leonhard ist gegenwärtig Schriftleiter des JMEH und Professor für Neuere und Neueste Geschichte Westeuropas an der Universität Freiburg im Breisgau. Er schrieb *Die Büchse der Pandora* (München 2014) und *Der überforderte Frieden* (München 2018) über den Weltkrieg und die Pariser Friedenskonferenz. [Email: joern.leonhard@geschichte.uni-freiburg.de]

Das Gespräch führte Jörg Später.